

Einleitung

Zu den Schwierigkeiten einer Wissenschaft vom literarischen Text

Joachim Küpper (Freie Universität Berlin)

Abstract: Is there something like a ‘scientific’ approach to the reading or interpretation of literary texts as is suggested by the German term ‘Literaturwissenschaft’? This essay argues that genuinely scientific criteria such as the intersubjective verifiability of a given reading do not apply to the reading of literary texts. The reason is that such texts enable a quasi infinite range of different readings the preconceptions of which are contingent upon the individual readers, their previous experiences, literary as well as non-literary, and their expectations.— What, then, are the tasks of a scholarly reading of literary texts? Firstly, the theoretical reflection upon the status of such texts in comparison to pragmatic texts; secondly, the attempt at reconstructing their historical context (in terms of discursive history), and thirdly, a reading with regard to present-day problems. The ‘quality’ of a scholarly reading of a literary text would thus be dependent not on its ‘objectivity’, but rather on its capacity to produce resonances amongst other present-day readers, scholarly and non-scholarly.

URN: [urn:nbn:de:hebis:30-106647](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-106647)

Wenn Wissenschaftlichkeit letztlich an so etwas wie intersubjektive Überprüfbarkeit oder zumindest Nachvollziehbarkeit gebunden ist, stößt sich das Programm einer Wissenschaft vom literarischen Text daran (soweit es sich nicht auf das begrenzt, was bei den Historikern treffsicher als ‚Hilfswissenschaften‘ rubriziert wird; im Fall unseres Fachs wäre dies an erster Stelle die Editionsphilologie), dass wir Texte, sobald wir sie als literarische ansehen, auf andere Weise decodieren als anderweitige Texte – ja, sogar als dieselben Texte, wenn wir sie nicht als literarische ansehen – und diese spezifische Art der Decodierung jenes eingangs genannte größte, gleichwohl unverzichtbare Kriterium von Wissenschaftlichkeit ruiniert. Ich meine das bekannte Faktum der vielfältigen Interpretierbarkeit eines Textes, den wir als literarischen betrachten. Diese multiple Interpretierbarkeit eines Textes ist eine andersgeartete als diejenige, die sich in Bezug auf nicht-literarische Texte beobachten lässt und sich im bekannten Streit um die richtige Auslegung von Gesetzestexten, von Sakraltexten, von historischen Quellentexten oder auch von philosophischen Texten niederschlägt. In jenen Fällen scheint die Marge der Auslegungsfähigkeit an

zwei Momenten zu liegen, die zum einen der philosophische Pragmatismus, zum anderen die Dekonstruktion auf den Nenner gebracht haben. Zum einen: sprachliche Äußerungen jedweder Art sind eingebettet in Handlungszusammenhänge, ihre Bedeutung ist kontextabhängig und das heißt so variabel wie die Kontexte, in denen sie decodiert werden. Sie sind zum zweiten – dies wäre das dekonstruktive Argument – als differentiell und nicht substantiell bedeutende Zeichen bzw. Zeichenketten in ihrer Bedeutung instabil in sich, sind durch nichts dagegen garantiert, einem letztlich unabschließbaren Gleiten (*glissement*) in jenen Strukturen anheim zu fallen, die sie erst konstituieren.

Insofern Texte, die wir als literarische ansehen, aus sprachlichen Zeichen bestehen, partizipieren sie an beiden genannten Momenten, die die Interpretationsfähigkeit und damit die intersubjektive Nachvollziehbarkeit aller sprachlichen Äußerungen fundieren. Wenn es indes im Regnum des Literarischen, was Interpretabilität betrifft, damit getan wäre, würden wir als Literaturwissenschaftler, vorausgesetzt natürlich bei gleichen Leistungen im rein handwerklichen Verständnis, auf der Skala der Wissenschaftlichkeit gleich hoch rangieren wie unsere Kollegen aus den juristischen, den philosophischen, den historischen und den theologischen Seminaren. Dies ist bekanntlich nicht der Fall. Ungeachtet persönlicher Wertschätzung im Einzelnen konstituieren die literaturwissenschaftlichen Institute in den Augen derer, die Interesse an den Wissenschaften nehmen, den am wenigsten angesehenen Teil der *academy*. Allein das Prestige der Gegenstände, der großen Texte des Kanons, retten uns bzw. die Produkte unserer Tätigkeit davor, mit dem Feuilleton in eins gesetzt zu werden, das heißt demjenigen, was letztlich dem Bereich beliebiger Produktion von Bedeutungen zugehört und in der Regel nach nicht mehr als einem Tag nur noch ein Problem von Entsorgung darstellt.

Das Spezifische bei der Decodierung literarischer Texte, das dem Projekt der ‚Verwissenschaftlichung‘ entgegensteht, hat bereits Aristoteles bündig beschrieben. Dieser fasst das betreffende Moment mit der Formel vom literarischen Text als einer Erzählung über Partikuläres, die zugleich als Mitteilung eines Allgemeinen aufzufassen sei (Aristoteles 1451b), und er scheidet auf dieser Grundlage den literarischen Text, der insofern etwas Philosophischeres sei, vom historiographischen, welcher letzterer in der Mitteilung des Einzelnen aufgehe.

Ich möchte behaupten, dass es diese semiotische Relation: ein Einzelnes, welches wir zugleich als etwas Allgemeines auffassen, im Fall der anderen von mir benannten Paradigmen von relativ kontrovers interpretierbaren Texten – deren Interpretabilität man als Konsequenz reduzierter deiktischer Einbet-

tung sehen kann – so nicht existiert. Ohne hier argumentativ ins Detail zu gehen, sei postuliert, dass es im Fall von Gesetzestexten um die Subsumption des Einzelnen unter Allgemeines geht, wobei der Aspekt der Gelungenheit einer Subsumption vorrangig unter pragmatischen Gesichtspunkten gewertet wird. Im Fall philosophischer Texte geht es an erster Stelle um das Allgemeine, letztlich aber auch dort um die Frage sinnvoller Subsumption des (phänomenalen) Einzelnen unter die postulierten allgemeinen Kategorien; der Aspekt des Gelungenseins wird hier nicht unter pragmatischen Gesichtspunkten gewichtet, sondern bemisst sich nach Kriterien immanenter Stimmigkeit oder prä-existenten ideologischen Optionen des Beurteilenden. Auch im Fall historiographischer Texte ist die Subsumptionsproblematik zentral, das Kriterium ist hier die mehr oder weniger evidente Konstruktion von Kausalitäten oder Bedingungsbeziehungen. Im Fall von Sakraltexten schließlich geht es primär um Allgemeines, das Einzelne wird veranschlagt, hat aber keinen eigenständigen, es hat einen vorwiegend illustrativen Belang. – All diese Texte (die einen mehr, die anderen weniger) können wir auch als Aussagen über Einzelnes und zugleich Allgemeines lesen. In diesem Fall haben wir sie gewissermaßen zu literarischen Texten gemacht, wir haben sie refunktionalisiert. Dies ist aus literaturwissenschaftlicher Sicht oftmals reizvoll, führt aber fast unvermeidlich zu Streit mit denjenigen, denen die ‚Pflege‘ jener Texte in ihrer ursprünglichen funktionalen Komplexion anvertraut ist. Dieser Streit resultiert daraus, dass sich die literarische Decodierung dem abschließenden Charakter der Subsumptionslogik verweigert und aus diesem Grund auf die Vertreter der ‚härteren‘ geisteswissenschaftlichen Disziplinen unverbindlich, schillernd, wenn nicht gar unseriös schlechthin wirkt, entsprechende Lektüren originär nicht-literarischer Texte mithin als eine Art von Missbrauch erscheinen.

Was ist der Grund für eine solche Sicht des literaturwissenschaftlichen Geschäfts? Man wird die entsprechenden Reserven – die sich ja auch, wenn auch zumeist unartikuliert, auf den Bereich der Lektüren solcher Texte erstrecken, für die die Literaturwissenschaft originär zuständig ist – nicht ganz und gar als Ausdruck von Unverständnis oder gar Böswilligkeit abtun können. Was also bedeutet es, einen Text als Mitteilung über Einzelnes und zugleich über Allgemeines zu lesen? Die Kürze der entsprechenden Festlegungen wird es vermutlich auf immer verunmöglichen zu eruieren, was Aristoteles selbst damit genau gemeint hat, und ich ziehe zur Entfaltung des Arguments eine in der aristotelischen Tradition stehende, mittlerweile kaum minder prominente Aussage eines Semiotikers des 20. Jahrhunderts heran, von Jurij M. Lotman:

Jeder einzelne Text modelliert gleichzeitig [...] ein bestimmtes spezielles als auch eine universales Objekt. So bildet das Sujet der *Anna Karenina* etwa einerseits ein bestimmtes verengtes Objekt ab: das Schicksal der Heldin, das wir durchaus mit den Schicksalen einzelner Menschen vergleichen können, die uns in der alltäglichen Wirklichkeit umgeben. [...] Dieses gleiche Sujet stellt jedoch andererseits die Abbildung eines anderen Objektes dar, das zu unbegrenzter Ausweitung tendiert. Das Schicksal der Heldin läßt sich vorstellen als Abbildung des Schicksals j e d e r Frau einer bestimmten Epoche und einer bestimmten sozialen Schicht, j e d e r Frau überhaupt, ja j e d e s Menschen. Andernfalls würden die Peripetien ihrer Tragödie nicht mehr als ein historisches Interesse wecken [...]. (303)

Mit den Formulierungen dieses letzten Satzes alludiert Lotman auf die Aristotelische *Poetik* und hebt zugleich ins Bewusstsein, dass in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts ein literarischer und historiographischer Text von der Faktur her oftmals ununterscheidbar sind und wir sie doch, gewissermaßen automatisch, in völlig unterschiedlicher Art decodieren, ja sich unsere Lektüre eines historiographischen Texts, etwa einer Zeitungsnotiz, augenblicklich ändert, sobald dieser Eingang findet in ein Druckerzeugnis, welches uns mit je spezifischen Mitteln signalisiert, das zu Lesende sei Literatur. Man könnte diese zweite Ebene der Lektüre: das Schicksal der Anna Karenina als ‚Abbildung des Schicksals jeder Frau, ja jedes Menschen‘, als eine rhetorische, symbolische oder auch allegorische Lektüre bezeichnen, in dem Sinne, dass wir dem Text unterstellen, er meine zusätzlich noch etwas anderes, als was er zunächst sagt. Wie schon das Lotman-Zitat impliziert, ist diese zweite Ebene der Decodierung eine solche, deren Bezeichnetes im Unterschied zur ersten im gegebenen Text nicht konstituiert ist (‚die Abbildung eines anderen Objektes, das zu unbegrenzter Ausweitung tendiert‘). Die symbolische Ebene des Texts wird vom jeweiligen Leser im Akt der Lektüre entworfen. Wie jeder Akt der Symbolisierung, das heißt der Zuweisung von Bedeutung, ist sie deshalb letztlich beliebig, oder, in der Terminologie Umberto Ecos, ‚offen‘.

Das Spezifische der Lektüre des literarischen Texts, bzw. dessen Part, über den ich im Moment handele, wäre aus dieser Perspektive möglicherweise eine Art von Lust am Schöpferischen. Auf der Grundlage der primären Mitteilung des Texts (in diesem Fall dem Bericht vom tragischen Schicksal einer Frau namens Anna Karenina) ist der jeweilige Leser frei, im Prozess des Betrachtens und des schwebenden Nachdenkens eine eigene, allgemeinere Bedeutung des Texts zu entwerfen, die letztlich nur der Anforderung zu genügen hat, in einer sinnvollen Zeichen-Bezeichneten-Relation zu der primären zu stehen. Über die Rigorosität dieser Anforderung indes, über den Grad der ‚Stimmig-

keit‘ der Lektüre und auch über den Grad der Exaktheit, das heißt Transparenz, befindet allein der einzelne Leser selbst.

Dieser konstruktive Part der Decodierung eines literarischen Texts hat Affinitäten zu dem, was wir als Spiel bezeichnen. Dieses Spiel würde sich ansiedeln in jener intermediären Zone zwischen den Daten der Sinneswahrnehmung und dem völlig unsinnlich Konzeptuellen, welche wir in unserer Kultur die *phantasmata* nennen, der Synthetisierung von Sinnesdaten zu ‚Bildern‘, die dem entsprechen können, was wir für die Realität halten, die jedoch nicht notwendigerweise auf den Realnexus verpflichtet sind, sondern auch mögliche, wünschbare oder schreckliche Varianten von Welt in unserem Bewusstsein erzeugen können. Das Spielerische der Lektüre stünde zunächst also für die Freistellung von unmittelbar pragmatischen Folgen. Wir müssen für diese oder jene Interpretation eines literarischen Texts nicht eventuell mit unserem Ruf, unserem Geld oder gar unserem Leben einstehen, selbst wenn wir unsere Lektüre publik machen. Und als normale, das heißt nicht-institutionelle Leser müssen wir im Unterschied zum authentischen Künstler, für den das ‚Schöpferische‘ in der Regel harte, zuweilen quälend harte Arbeit ist, das Produkt unserer Weiter- oder auch Neu-Schöpfung des gegebenen Texts niemals irgendeinem Publikum als fertiges Werk zur allgemeinen Beurteilung ab- bzw. ausliefern. Das Spielerische meint also die Marge des Nachdenkens über Ernsthaftes ohne ernsthafte Folgen wie auch das Tentative, die Momente des Unabschließbaren und des immer wieder Neuen. Es steht für die Entlastung vom Druck des Realitätsprinzips in einer Situation, die ungeachtet dessen aber nicht die der völligen Emanzipation vom Lebenspraktischen ist, wie im Fall der Musik. Was Kant ‚ästhetische Ideen‘ genannt hat und was man auch das Phantasmatische nennen könnte, steht im Fall des Wortkunstwerks für die Anwesenheit der symbolischen Ordnung und zugleich für die partielle Befreiung von jener Komplexitätsreduktion, die sie uns auferlegt.

Wenn wir uns als Literaturwissenschaftler sehen, befinden wir und also in der einigermaßen misslichen Lage, dass eine wesentliche Dimension unseres Gegenstands, des Literarischen, am einzelnen Objekt, das heißt *in concreto* schwerlich nachvollziehbar zu machen ist. Wir können in unseren theoretischen Reflexionen darauf hinweisen oder uns damit begnügen, die entsprechenden theoretischen Reflexionen jener Riesen in Erinnerung zu halten, auf deren Schultern wir stehen, ohne indes, so scheint es mir, wesentlich weiter zu blicken als jene. Aber der Versuch, das Spielerische, Schwebende der Literatur anhand eines gegebenen Falls, eines singulären Texts, kommunikabel zu machen, tendiert zu Banalität oder endet gar in Peinlichkeit.

Nun müssen wir daraus nicht die Konsequenz ziehen, den Antrag auf augenblickliche Schließung der literaturwissenschaftlichen Seminare zu stellen. Ich erinnere nochmals an das gebrachte Lotman-Zitat und würde sagen wollen, dass jene ‚unbegrenzte Ausweitung‘, zu der ein partikulärer Text tendiert, sobald wir ihn als literarischen lesen, den Raum definiert, in dem sich das Spielerische, das Ästhetische, das Genussvolle entfaltet, das wir bei der Lektüre empfinden. Aber Lotman nennt diesen Aspekt als letzten und er ordnet ihm beispielhaft drei andere Aspekte vor (‚das Schicksal der Heldin als Abbildung des Schicksals jeder Frau einer bestimmten Epoche und einer bestimmten sozialen Schicht, jeder Frau überhaupt, ja jedes Menschen‘). Diese Aspekte würde ich als mögliche Varianten (das heißt: weitere wären denkbar) dessen bezeichnen, was ich im Unterschied zum gerade erörterten spielerischen Allgemeinen das definite Allgemeine des literarischen Texts nennen will und das mit Aristoteles‘ Bemerkung auf den Nenner gebracht ist, der literarische Text sei insofern er immer auch Mitteilung eines Allgemeinen ist, etwas Philosophischeres als der historiographische.

Wenn es kulturübergreifend und über einige Jahrtausende hin Texte gibt, die man zugleich als das liest, was sie *prima facie* sagen, und als Mitteilung eines anderen, Allgemeinen, was in ihnen nicht explizit gesagt ist, gibt es offensichtlich eine persistente Bedürfnis auf allgemeine Reflexion des Partikulären, anders gesagt, auf Sinnbildung. Und es gibt offensichtlich keine geeigneteres Instrumentarium auf Erfüllung dieses Bedürfnisses der Anschauung des Partikulären als Allgemeines als die Lektüre literarischer Texte, soweit es eben nicht um das Wiederfinden einer prästabilisierten, das heißt etwa einer metaphysisch-theologischen, sondern um das tentative Erproben einer möglichen Sinnbildung geht. So scheint mir unsere Bemühung, das literaturwissenschaftliche Deuten von Texten, im Prinzip genau so sinnvoll oder aber absurd wie alle anderen Bemühungen, die auf die Stillung unserer Bedürfnisse ausgehen und die sich allesamt, bis hin zur Beschaffung von Nahrung oder der Heilung von Krankheiten, in Ansehung, sei es der Unvermeidlichkeit unseres Todes, sei es der von Borges in seiner Erzählung *El Immortal* erläuterten Unerträglichkeit eines Lebens ohne Ende, einer Letzt-Begründbarkeit entziehen.

Zu erwägen bliebe gleichwohl, ob, wenn Lektüre des Partikulären als Codierung eines Allgemeinen eine Art anthropologisches Bedürfnis erfüllt, es der Institutionalisierung einer solchen Lektürepraxis bedarf, also dessen, was wir im Deutschen mit dem vielleicht etwas unglücklichen Terminus ‚Literaturwissenschaft‘ belegen. Letztlich ist jede Texthermeneutik zunächst Individualhermeneutik, und zwischen den Dokumenten solcher Individualhermeneutik

zu operieren, soweit sie Praktiken einzelner Leser sind und bleiben ist unmöglich. Jede individuelle Lektüre, so trivial und begrenzt sie auch sein mag, ist darin gerechtfertigt, dass sie für den jeweiligen Leser das skizzierte Grundbedürfnis, das auch die geläufigen Praktiken der phantasmatischen Identifikation umfasst, zu erfüllen vermag. Der trans-individuelle Belang der Lektüren entsteht also einzig daraus, dass das Produkt einer solchen Individualhermeneutik in der Lage ist, auch andere Leser zu interessieren, und dieser Belang ist umso größer, je mehr solcher im Prinzip Interessierten eine derartige individuelle Lektüre aktuell zu interessieren vermag. Nicht intersubjektive Nachprüfbarkeit, das heißt Wissenschaftlichkeit, sondern intersubjektive Resonanz erzeugungsfähigkeit, dies scheint mir das Kriterium, an dem sich die Früchte literaturwissenschaftlicher Bemühungen bzw. deren Wert bemessen. Dies wiederum heißt nichts anderes als den Belang der Lektüren an das gebunden zu sehen, was ein gegebenes soziales Gefüge, eine Diskursgemeinschaft (anglo-amerikanisch: eine *community*) zu einer gewissen Zeit interessiert bzw. was sie interessieren sollte.

Diese letztere Formel – was sie, eine *community*, interessieren sollte – klingt nach der Wiederbelebung obsoleter Wahrheitsansprüche, aber sie ist anders gemeint. Lektüren, die einzig dem Rechnung tragen, was eine gegebene Gemeinschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt wie selbstverständlich interessiert, sind tendenziell langweilig. Sie machen keine neuen oder partiell neuen Sinnangebote, sondern repristinieren bekannte. Insofern sind sie, also alles das, was ich den *mainstream* unserer Fächer nennen möchte, von schwacher Resonanz erzeugungsfähigkeit. Die anderen ‚starken‘ Lektüren, die sich mit neuen oder reprofilierten Sinnangeboten auf den Markt der Möglichkeiten begeben, sind riskante Lektüren. Sie können ganz ohne Aufmerksamkeit bleiben oder aber diese Aufmerksamkeit erst finden, wenn ihre Verfasser bereits verblieben sind. Sie können enthusiastische Aufnahme finden und doch bereits wenige Jahrzehnte danach als mitverantwortlich für große moralische oder soziale Katastrophen am Pranger stehen. Was zugleich interessant und ‚helpful‘ ist, wie man in den USA sagt, lässt sich vom Standpunkt der Gegenwart aus nicht beurteilen, sondern immer erst aus der Rückschau auf eine abgeschlossene Epoche, und es ist eine verbreitete, aber unrettbar naive Blindheit, in einer jeweiligen Gegenwart zu sagen man hätte einstmals sicher gewusst, welche Art von Hermeneutik jener Zeit gefrommt hätte.

So ist es denn immer unserem jeweiligen *iudicium* anheim gegeben zu entscheiden, was denn nun unserer Zeit frommt: Lektüren, die die kulturelle Konstruiertheit von Geschlechterrollen ins Bewusstsein heben oder solche, die

auf die Begrenztheit einer derartigen Sicht verweisen bzw. sie gar ignorieren, Lektüren, die auf Subversion ausgehen oder auf die Wiedererinnerung an die Positionen der *Nikomachischen Ethik* bzw. gar – *horribile dictu* – des Lasteroktonars der Religion unserer Väter, Lektüren, die auf Autoreferentialität oder Mimetizität aus sind, auf Dekonstruktion (was ja auch eine Form von Sinnbildung ist) oder auf einen stabilen Sinn. Ob wir uns als jeweiliger Leser mit diesen Varianten in Übereinstimmung mit dem, was unsere jeweilige Zeit erfordert, befunden haben oder nicht, werden wir vermutlich in den meisten Fällen nie erfahren, und es ist in Ansehung dessen, was alles gedruckt wird, auch zweifelhaft, dass die Reflexion auf diese Zusammenhänge das Gieren nach dem schnellen Erfolg im *hic et nunc* zu zügeln vermag. Letztlich befinden wir uns damit in einer Situation, die sekundär die der Verfasser unserer Texte, das heißt der literarischen Texte, nachbildet. Wenn diese handwerklich, auf lateinisch: artistisch, gut gemacht sind, sind sie schön, aber für ihren bleibenden Wert ist das eine Beigabe, nicht das entscheidende Moment. Wahr sind sie allesamt nicht. Und ob sie gut, im Sinne von ‚useful‘ oder ‚helpful‘ sind, entscheidet sich erst lange Zeit nach ihrem Entstehen.

Ich möchte mich abschließend beziehen auf die modellhafte Beschreibung der Lektüre, die Hans Robert Jauß in seinem Essay „Zur Abgrenzung und Bestimmung einer literarischen Hermeneutik“ geliefert hat. Ich übernehme das dort entwickelte Drei-Stufen-Schema, mit einer soweit ich sehe, allerdings eher geringfügigen Variation in der Beschreibung der drei Stufen. Vor allem liegt mir daran zu unterstreichen, dass Jauß die ästhetische Erfahrung des literarischen Texts, die er in Kantischer Tradition mit dem Terminus des ‚Genießens‘ belegt und die ich das ‚Spielerische‘ genannt habe, von den zwei anderen, sinndeutenden Stufen separiert. Ich argumentiere über Jauß hinaus, dass die theoretische Beschreibung dieser Stufe zu unserer Profession gehört, nicht aber die Befassung damit am einzelnen Objekt. Die zwei anderen Stufen bezeichnet Jauß, erstens, als die der Rekonstruktion der seinerzeitigen Botschaft des Werks, sowie zweitens, als die der Befragung auf aktuell virulente Probleme hin. Ich würde diese zwei Stufen – eingedenk der hermeneutischen Basis-Annahme, dass es keine Rekonstruktion des Vergangenen geben kann, die nicht in gegenwärtigem Interesse gründet – zu einer einzigen machen wollen und ihr als erste Stufe die eingangs skizzierten, von der Pragmatik und der Dekonstruktion entwickelten Gesichtspunkte zur prinzipiellen Prekarität sprachlicher Äußerungen, das heißt auch nicht-literarischer, vorordnen wollen. So würde zwar Gadammers Diktum, dass im Fall des literarischen Texts die Ästhetik in der Hermeneutik aufgehe (157), nicht vorbehaltlos, wohl aber in dem

Sinne unterschreiben wollen, dass es diese, die hermeneutische Dimension literarischer Texte ist, über die sich eine Rede führen lässt, die den Anspruch erheben kann, gehört zu werden.

Literaturverzeichnis

Gadamer, Hans-Georg. *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: jcb Mohr, 1957.

Jauß, Hans Robert. „Zur Abgrenzung und Bestimmung einer literarischen Hermeneutik.“ *Text und Applikation. Theologie, Jurisprudenz und Literaturwissenschaft im hermeneutischen Gespräch*. Hg. Manfred Fuhrmann, Hans Robert Jauß und Wolfhart Pannenberg. Poetik und Hermeneutik 11. München: Fink, 1981. 459-81.

Lotman, Jurij M. *Die Struktur literarischer Texte*. Übers. Rolf-Dietrich Keil. München: Fink, 1972.

**Zu den Schwierigkeiten einer
Wissenschaft vom literarischen Text**
Joachim Küpper (Freie Universität Berlin)

Dieser Text ist erschienen im Sammelband:
Jens Elze, Zuzanna Jakubowski, Lore Knapp, Stefanie Orphal,
Heidrun Schnitzler (Hg.): Möglichkeiten und Grenzen der Philologie.
GiNDok – Publikationsplattform Germanistik 2011.

URN dieses Textes: [urn:nbn:de:hebis:30-106647](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-106647)

URN des Sammelbandes: [urn:nbn:de:hebis:30-106620](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-106620)

Faculty of Modern and Medieval Languages,
University of Cambridge (UK)

Department of German and Romance
Languages and Literatures,
Johns Hopkins University (USA)

Department of Germanic Studies,
University of Chicago (USA)

Friedrich Schlegel Graduiertenschule
für literaturwissenschaftliche Studien,
Freie Universität Berlin